

Seine Welt sieht anders aus

Roy Bösiger ist Trainer des Torballclubs Heildand.

Seine Spieler hat er noch nie gesehen. Der 32-jährige ist blind. Ein Einblinder in ein bewegtes Leben.

Von Regula Sandi

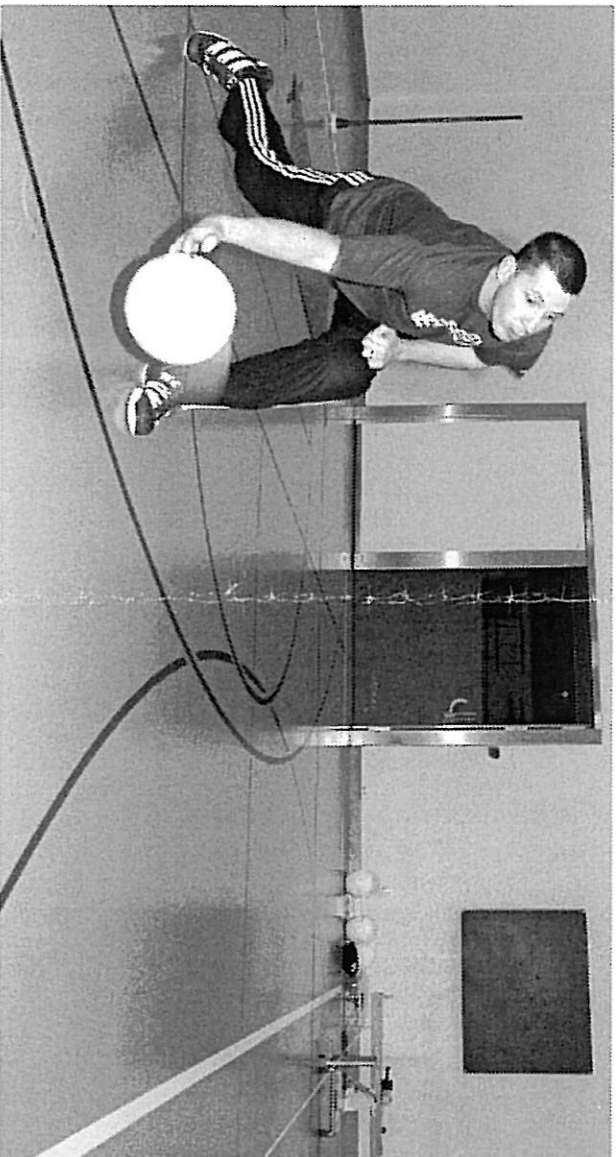
Schwere Füsse stampfen herein. Dahinter grosse, kleine, schlurfende Schritte. Und irgendwo, federleicht, tappen Hundepfoten. «Wir sind komplett», halte eine Stimme durch den Raum. Die Türe fällt ins Schloss.

In der Turnhalle in Bad Ragaz schart Roy Bösiger seine Torballer um sich. Sie sind alle blind oder stark sehbehindert. Locker beginnt er auf der Stelle zu hüpfen. Aufwärmübungen. Sechzehn Gummisohlen trommeln auf den Boden. Die mitgebrachten Blindenhunde dösen unterdessen im Geräteraum. Zwanzig Hüpfper und eine kurze Verschnaupause später: «Jetzt Arme anheben, Finger strecken und Bauch einziehen.» Der Trainer macht die Runde. Korrigiert da einen krummen Rücken, senkt dort zwei angezogene Schultern. Behutsam tippt er jeden an und kontrolliert, ob die Haltung stimmt. Gerade so, als könnte er den Menschen vor sich sehen.

Es gab eine Zeit, da hat sich derselbe Mann kaum mehr aus dem Bett getraut. Er war vierzehn Jahre alt, als er blind erwachte. Seine Sehkraft betrug von Geburt weg zwanzig Prozent. Innerhalb eines halben Jahres hatte sie sich um die Hälfte verringert. Über Nacht sank sie auf null. Erst in den letzten Jahren stellte man fest, dass sein Sehnerve abgestorben ist. Aus welchem Grund, weiss man bis heute nicht. Angst, Hofnung, Frust, Ärger. Seine Stimmung schwankte damals täglich – und manchmal fragte er sich: Macht das Leben überhaupt noch einen Sinn?

«Los geht's.» Bösiger klatscht in die Hände. Ein kurzes Übungsspiel steht auf dem Programm. Die Torballer haben ihre Positionen bezogen – drei sind es auf jeder Seite des rechteckigen Felds, leicht versetzt kauern sie vor dem Tor. Er selbst macht ebenfalls mit. Das ist auch an den Turnieren so. Roy Bösiger ist Trainer und Spieler in einem. Und ein gefürchteter dazu: «Er knallt die Bälle richtiggehend ins Tor», sagt ein Mannschaftskollege am Spielfeldrand. «Es gibt niemanden sonst, der diese Sicherheit im Laufen, Torball ist ein speziell für Blinde und Sehbehinderte entwickeltes Ballspiel und zählt zu den wenigen Mannschaftssportarten im Blindensport. In Westeuropa ist es die beliebteste und am häufigsten gespielte Teamsportart. Die Torballer sind ausschließlich auf ihr Gehör angewiesen: Eine lichtundurchlässige Augenhinde, die alle Spieler tragen müssen, sorgt für Chancengleichheit. Der Ball ist etwa so gross wie ein Fußball und wiegt 500 Gramm. Damit ihn die Spieler hören können, befinden sich in seinem Innerem Metallstäbchen. Das Spielfeld misst 7 mal 16 Meter, wobei die 7 Meter lange Grundlinie gleichzeitig die Torlinie ist.

Der Mannschaftsraum befindet sich direkt vor dem Tor und ist auch genauso breit. In die andere Richtung dehnt er sich 6 Meter aus. Als Orientierung dienen neben dem Tor drei rechteckige Teppichmatten, die an vorgegebenen Stellen festgeklebt werden. Die Spieler dürfen während des Spiels den Mannschaftsraum nicht verlassen, sich in diesem aber frei bewegen. Zwischen den beiden Mannschaftsräumen befindet sich eine 4 mal 7 Meter große neutrale Zone. Darin sind auf Kniehöhe drei Leinen im Abstand von 2 Metern



Das Spielfeld im Kopf: Roy Bösiger schleudert den Ball zielgerichtet aufs gegnerische Tor – auch wenn er es gar nicht sehen kann. Bilder: Regula Sandi

Schiessen und Abwehren besitzt.» «Er ist ein Ausnahmefalent!», sagt ein anderer, «fink, geschickt und seinen Gegnern immer einen Schritt voraus.»

Der unscheinbare Sportler hat mehrere Jahre im Nationalkader gespielt. Heute gehört er zu den besten Torballern der Schweiz. 2007 gründete er mit seiner Frau Barbara den Torballclub Heildand – ein Damen- und ein Herrenteam. Kurz darauf holten sie an den Schweizermeisterschaften den Sieg, in diesem Jahr den zweiten Rang.

Ein Pfiff durchschneidet die stickige Turnhallenluft. Die Stoppuhr piepst. Roy Bösiger holt aus und wirft. Wie in einer Zentrifuge kreisen die Metallschellen im Ball. Dicht am Boden entlang legt er über die Mittellinie. Mit den ersten paar Bällen tastet der Trainer seine Gegner ab. Die Geräusche, die darauf folgen, geben der Mannschaft ein Gesicht – Springt der Ball mehrmals auf oder wird er direkt abgefangen, sind die Bewegungen hastig oder gelassen, wie klingen die Stimmen? Er hört wo die Schwachstellen in der Verteidigung sind. Immer wieder ruft er den Spielern Anweisungen zu. Läuft von einer Ecke zur anderen, macht einen Schuss an der Linie, dann wieder eine grosse Diagonale. Und hechtet blitzschnell zu Boden, wenn der Ball auf seine Seite schneppert.

quer über das Feld gespannt. An ihnen sind Glöckchen befestigt. Weder der Ball noch die Spieler dürfen sie berühren.

Jede Mannschaft verfügt über drei Feldspieler. Im Idealfall halten sich bis zu drei Wechselspieler auf der Bank bereit. Die reine Spielzeit beträgt zwei mal fünf Minuten – die Halbzeitpause gerade mal zwei Minuten. In bestimmten Situationen, wie beispielsweise bei der Spielerauswechslung, der Durchführung von Strafwürfen oder einer Mannschaftsauszeit wird die Spielzeit unterbrochen. Abwehr und Angriff sind ein temporäres Wechselspiel. Das Ziel ist es, möglichst viele Tore zu schiessen. Der Ball wird dabei so lange wie möglich unter den Leinen hindurch geworfen. Die verteidigenden Spieler wehren ihn ab, indem sie mit gestrecktem Körper vor dem Goal quer in die Schusslinie liegen.

Der Torballclub Heildand ist eine Untergruppe von Pöcap Sport Sargans/Werdenberg. Die Spieler trainieren jeden Montagabend, um 20 Uhr in der Turnhalle des Bahnhofstrasse-Schulhauses in Bad Ragaz. Interessierte dürfen jederzeit vorbeischauen. Am Samstag, 6. März 2010 finden in Marenfeld die Vorrunden zur Schweizermeisterschaft statt. Weitere Informationen zum Thema: www.torball.org.

Zwei Stunden später: Bösiger tastet sich mit seinem Blindenstock übers Trottoir. Einem Pendel gleich schlägt die Spitze hin und her. Bereit, ein Hindernis rechtzeitig aufzuspüren. Schritt für Schritt gehts nach Hause. Um ihn herum: rauschen, brummen, knistern, klappern, klingeln. Konzentriert filtert er jedes Geräusch. Sortiert Bekanntes von Unbekanntem. Bewegtes von Stillstehendem, schätzt Entfernung und Richtung ein. Ununterbrochen ratern seine Gedanken.

«Es war die Hölle!» Jetzt sitzt er in den eigenen vier Wänden mit seiner Frau am Küchentisch und nippt entspannt an einer Tasse Tee. Die zweieinhalbjährige Tochter zupft an seinem Hosenbein. Um den Hals trägt sie eine Glöckchenkette. «So weiss ich immer, wo sie gerade ist», sagt Bösiger und nimmt sie auf den Schooss. Roy der Sportler, ist jetzt Roy der Vater. Er streicht ihr über den Kopf und erzählt, wie das damals in seiner Kindheit war.

Auf der Bettmattap im Wallis ist er mit seinen Geschwistern aufgewachsen. Sechs Jahre lang besuchte er die Primarschule im Dorf. «Es war die Hölle. Ich war bei allem immer der letzte.» Erst in der vierten Klasse stellte der Arzt bei einem Schulantercheck fest, dass er an einer Sehnervenentzündung litt. Es begann eine Zeit mit sehr vielen medizinischen Tests. In der fünften Klasse bekam er ein Fernrohr und eine Lupelesebrille als Hilfsmittel. «Zum ersten Mal konnte ich sehen, dass an der Wandtafel vorne wirklich etwas geschrieben stand.» Mit den Jahren nahm sein Sehvermögen immer mehr ab – die Angst vor dem Erblinden schlich sich in sein Leben. «Mir fiht Prozent Sehkraft ging ich noch alleine Skifahren. Unten haben mir die Knie gezittert, als ich realisierte, was mir auf der Piste hätte passieren können.» Dennoch sei es für ihn jedesmal wie ein Sieg gewesen. Ein Sieg über diese permanente Angst.

Als er gar nichts mehr sehen konnte, fiel er in ein Loch. «Ich steckte mitten in der Pubertät. Es war eine sehr schwierige Zeit. Meine Eltern haben mich zum Glück immer unterstützt.» Für die Oberstufe schickten sie ihn in die Blindenschule nach Zollikofen. Dort habe er gespürt, wie die Jugendlichen trotz ihrer Behinderung fröhlich waren. «Das hat mir einen 'Kick' gegeben. Zuerst war es ein Tag für Tag weilerleben. Und irgendwann kamen die Erfolge wieder und mit ihnen der Ehrgeiz, etwas zu erreichen.»

Bösiger schiebt den Stuhl zurück, steht auf und holt eine Schatulle vom Regal hinunter. Vorsichtig öffnet er den samtenen Deckel. «Die habe ich 1994 an den Paralympics in Lillehammer gewonnen.» Es ist eine Goldmedaille. Im Skifahren holte er den ersten Rang. Damals war er siebzehn Jahre alt. Später sei er keine Rennen

mehr gefahren. Weil ihm der Aufwand in dieser Sportart zu gross und die Konkurrenz zu klein war, konzentrierte er sich aufs Torball spielen. Im Nationalkader trainierte er jeden Tag.

«Pannen gehören dazu!» Der Sport zieht sich wie ein roter Faden durch sein Leben. Er sei von klein auf ein Bewegungsmensch gewesen. Wahnsinnig gerne würde er einmal an einem Mountainbike-Rennen mitmachen.

Mit seiner Frau unternimmt er oft Ausflüge mit dem Tandem, die Tochter fährt im Anhänger mit. In Begleitung seines Blindenhundes könnte er auch joggen gehen oder Inline-Skaten. Das sei ihm aber meistens zu mühsam. «Wenn ich wieder heil ankommen will, muss ich mich so sehr konzentrieren, dass es keinen Spass mehr macht.»

Beulen und Pannen gehören zum blind sein dazu.

Als Kind habe er einmal ein Skihäuschen gerammt. Im Laden hat er mitunter auch schon mit einem Pfosten oder einer Wand gesprochen, als er jemanden um Hilfe bitten wollte und nicht gemerkt hatte, dass da gar niemand war.

Wie geht man damit um? Steckt man das einfach weg? «Ich habe gelernt, mich damit zu arrangieren», sagt er. «Das Leben ist nun mal für Sehende gemacht. Als Blinder passt man sich an.» Nicht immer wird ihm das leicht gemacht. Wie neulich im McDonalds: «Ich komme rein und frage: Was gibt es heute zu essen? Der Mann hinter dem Tresen: Lies doch da oben. Ich rechtfertige mich, sage, dass ich nichts sehen kann. Dann heisst es: Es gibt Hamburger. Toll. So geschick bin ich auch. Wenn man blind ist, wird man häufig nicht für voll genommen, unterschätzt oder belächelt. Das ist schade.» Andererseits hätten gewisse Personen die fixe Idee, ein Blinder müsse alles spüren und fühlen können. Als Chiropraktiker hat Bösiger das schon mehr als einmal erlebt. «Man ist einfach nie gleichgestellt. Das ist es, was manchmal schwierig ist.»

Bei den Torballern fällt das weg. Das

Sehen ist kein Thema. Erfolg oder Misserfolg – auf dem Spielfeld entscheidet allein seine Leistung. Er kann sich frei bewegen und auch mal so richtig vorausgeben, ohne dabei ständig Angst haben zu müssen, irgendwo anzustossen. «Dieses Körpergefühl gebe ich meinen Spielern beim Training weiter. Das ist schön und macht mich glücklich. Viele Mannschaftskollegen sagen mir heute, dass sie sich durchs Torball spielen im Alltag viel sicherer bewegen können. Es fördert die Orientierung und letztlich das Selbstvertrauen.» Roy Bösigers Team ist auch neben dem Spielfeld eine eingeschworene Clique. Das nicht sehen können, verbindet. «Man hilft sich gegenseitig», sagt Barbara Bösiger. Sie hat einen Sehrest von funfzehn Prozent und spielt in der Damenmannschaft. Ihr Mann figt an: «Wir unternehmen viel gemeinsam. Dabei besprechen wir auch ganz alltägliche Probleme, mit denen wir als Sehbehinderte speziell konfrontiert sind. Das motiviert.»

Denn blind sein, bedeutet manchmal auch alleine zu sein. Abgekapselt von freundschaftlichen Blicken, stannenden, strahlenden, verärgerten Gesichtern, zustimmendem Nicken oder hoffnungslossem Kopfschütteln. Wie nimmt ein Blinder seine Mitmenschen wahr? «Ich höre und spüre sie. Ich interpretiere den Klang der Schritte, wie jemand spricht oder atmet.» Ein Bild hat er nicht vor Augen. In seiner Vorstellung definiert er manchmal Fixpunkte, die er mit Leuchtlinien verbindet. «Das ergibt Umrisse, ein eigentliches Koordinatensystem.»

Aussicht auf die Berge ist geblieben Kann er sich erinnern, wie das Leben aussah, bevor er blind wurde? «Kaum. Es verblasst. Und es stimmt nicht mehr mit der Gegenwart überein.» Das Gesicht seines Vaters auf seiner Mutter zum Beispiel, sehe heute sicher ganz anders aus, als er es im Kopf habe. «Das einzige Bild, das mir geblieben ist, ist die Aussicht auf die Berge.» Dort auf der Bettmattap, wo er aufgewachsen ist. «Das hat sich bestimmt nicht verändert.» Vermisst er das? «Selten. Aber manchmal gibt es Momente, in denen ich mich frage, wie wohl meine Frau und mein Kind aussehen.» Oder sein Haus. «Ob das stimmt mit dem, was ich höre, übereinstimmt.» Dann sage er sich, dass er seine Umgebung und die Menschen darin als Blinder wahrscheinlich viel besser wahrnehmen könne. «Intensiver, einfach anders.» Die Leute wollen oft von ihm wissen: Willst du eigentlich sehen? Diese Frage stelle er sich gar nicht. «Ich erlebe viele Menschen, die sehen, aber nicht glücklich sind. Die meisten meiner Torball-Kollegen haben keinen Job. Sie sind auf eine IV-Rente angewiesen. Obwohl sie dieselben Kapazitäten haben wie ich oder die besseren. Aber sie hatten nicht die gleichen Chancen. Das Leben, das ich haben darf, ist schön. Und es ist nicht selbstverständlich. Ich weiss nicht, ob es erfüllter wäre, wenn ich sehen könnte.»

Dieses Portrait ist im Rahmen der berufsbegleitenden Journalistenausbildung am Medienausbildungszentrum (MAAZ) in Luzern entstanden und wurde als Diplomarbeit eingereicht.



Konzentriert: Damit die Spieler den Ball orten können, muss es rund ums Torballfeld still sein.